

Zeitschrift: Volksschulblatt
Herausgeber: J.J. Vogt
Band: 6 (1859)
Heft: 10

Artikel: Schiller und die Jugend
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-286209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

solchen Hohn in's Gesicht wirft. Mich wundert, daß der bern. Lehrerstand eine Zeitung, die ihn also vor der ganzen Welt an den Pranger stellt und auf die unverdienteste und ungerechteste Weise brandmarkt, so aller Achtung gegen ihn baar ist, noch lesen mag.

Sind wohl nur die tüchtigen, die sich an der Redaktion der „N. Berner Schulzeitung“ betheiligen und sind alle übrigen mittelmäßige, schwächliche, taktlose, matte und träge Lehrer? Die große Mehrheit des bern. Lehrerstandes verdient hohe Anerkennung und Achtung für sein eifriges, thätiges, treues Wirken, aber nicht eine so rohe, wegwerfende und unwürdige Behandlung!

Ein alter Praktikus, der einst auch ein eifriger Anhänger der satzbildenden Methode war.

Ein Wort über den deutschen Sprachunterricht von Direktor Petermann in Dresden.

„In die Entstehungs- und Blüthezeit der synthetischen (satzbildenden) Methode fällt die Bildungszeit vieler der jetzt wirkenden Lehrer. Was Wunder, wenn das Heerlager der Verbündeten Viele zählte, die auf dem Felde des Sprachunterrichtes den Freund an der Parole: „Synthetische Methode“ erkannten. Ich bekenne unumwunden, daß ich lange Zeit dieser Fahne ebenfalls folgte. So wenig ich im Stande bin, die Menge des Sandes am Meere zu bestimmen, so wenig kann ich die Unzahl der Sätze angeben, die meine Schüler gebildet, nachgebildet, umgebildet, ausgebildet haben. Was war der Erfolg? Das Resultat stand jederzeit mit der hierauf verwendeten Mühe im Mißverhältnisse. Die Gedankenarmuth und selbst die formelle Unbeholfenheit der Kinder, welche sich bei Ausführung der einfachsten Aufgaben, trotz aller jener Uebungen, kundgab, erfüllte mich oft mit der größten Betrübnis. — Mager's, Kellner's, Otto's Streben, an einem Sprachganzen dem Geiste unserer Muttersprache nachzuspüren und namentlich an ihm das Sprachgefühl zu bilden, findet der Freunde und Verehrer Viele. Wer sich dieser Methode zuwendet, wird und muß in Kurzem die Erfahrung machen, daß nur sie der Schlüssel verwahrt, der dem Kinde das Heiligthum unserer Sprache öffnet.“

Schiller und die Jugend.

(Fortsetzung.)

Aber wir glauben, daß hier ein Punkt ist, wo die individuelle Auffassung der Dinge gemäß der einem Jeden eigenen Gemüthsstellung unter

den Schutz christlicher Freiheit gestellt werden muß. Es gibt unzweifelhaft Lebenskreise, wo schon gar das Bedürfniß nicht vorhanden ist und nicht aufgenöthigt werden soll, den Horizont so zu erweitern, daß auch solche Dinge, wie weltliche Poesie und Kunst überhaupt, mit aufgenommen werden, wo das, was auf allen Bildungsstufen das Erste ist, nämlich die religiöse Bildung, auch als das Einzige genügt. So wenig es ein löbliches, ja auch nur vernünftiges Verfahren ist, wenn ein Prediger vor seiner Landgemeinde, ein Schullehrer vor seinen Schülern gegen menschliche Wissenschaft und weltliche Kunst deklamirt, die beide diesen Theilen des Volkes nicht gefährlich sind, so wenig wäre es vernünftig, diesen engezogenen Lebenskreis gewaltsam erweitern zu wollen. Wir muthen dem Bauernjungen nicht zu, für eine Beethoven'sche Sonate Verständniß und Genußfähigkeit zu haben; so verlangen wir auch nicht, daß er bei Schiller zu Hause sein soll; übrigens ist dieß zum Theil auch in Schillers rhetorischer Art selber begründet, während wir z. B. für Sachen von Uhländ jene Forderung unbedingt stellen können. Man kann bei diesem Punkt wieder an die Griechen erinnert werden, die ihren Homer, ihren Sophokles alle kannten und genossen; allein man darf nicht vergessen, daß, was bei uns der Bauer und der Handwerker thut, dort größtentheils der Sklave that, somit das Volk selber für solch' höhere Interessen Lust hatte. — Nun, wie wir zugeben, daß für die niederern Volksklassen eine an unsre Klassiker sich anlehrende Bildung im Ganzen nicht gefordert, ihnen nicht aufgedrungen werden dürfe: so ist es auch möglich, daß Personen und Familien, deren äußere Lage ihnen darin keine Schranke setzen würde, die auch durch ihren Beruf und ihre sociale Stellung schon befähigt wären, an dem, was die Kunst Edles darbietet, mit Verständniß Theil zu nehmen, sich freiwillig das versagen, weil ihnen für ihre geistige Konstitution die Beschränkung auf ausschließlich religiöse Beschäftigung und Erholung rathsamer erscheint oder sie von den auf diesem Gebiete liegenden Fragen und Interessen so vollständig absorbirt werden, daß kein Verlangen nach anderweitigem Genuße sich in ihnen regt. Das ist mit Einem Wort ein Stück Askese; wir können sie trotz aller sonstigen Verschiedenheit mit den Einsiedlern vergleichen, die, auf ihre Zelle, ihr Andachtsbuch und ihr Gärtchen sich beschränkend, ein Leben im Frieden führten. Das Recht dazu hat Jeder in allwege; ja wir werden von Manchem annehmen müssen, daß er für seine Person ganz recht thut, sich mit seinen Gedanken aus diesem stillen Asyl gar nicht herauszuwagen. Aber Eines möge ein solcher nicht vergessen, daß er dieselbe Freiheit, die ihm gelassen wird zu

solcher Selbstbeschränkung, seinerseits auch denen unangetastet lasse, die anders genaturt sind, deren Auge und Herz nicht nur für das, was auch ihnen das Erste und Oberste ist, das Religiöse, sondern für alles Gute und Schöne offen ist, das der unerschöpfliche Reichthum der Güte Gottes vor ihren Blicken ausgebreitet hat; die also Ernst machen mit dem Spruch: es ist Alles Guer! (1 Kor. 3, 22.), die sich eben darum auch des Grundsatzes nicht schämen: nihil humani a me alienum puto. Hier kommt aber der Punkt zum Vorschein, an dem sich die Differenz der Schwachen und der Starken, mit Paulus nach Röm. 15 zu reden, am schärfsten herausstellt. Wir sagen: was Gottes Güte vor unseren Blicken Schönes und Edles ausgebreitet habe, das dürfe (vgl. 1 Tim. 4, 4.) genossen werden. Von einem Apfel, der den Baum trägt, von einem Glase Wassers, vielleicht auch Weines wird selbst der strenge Ascet dieß gelten lassen. Aber sind denn Schillers Gedichte solche Gaben der Güte und Macht Gottes? sind das nicht menschliche, ja weltliche Produktionen, mit denen Gott nichts zu schaffen hat? Ja, so denkt eine große Menge; sie merkt nicht, daß das nicht nur eine gedankenlose, sondern eine sehr unfromme Rede ist. Wer hat denn einem Manne solch' wunderbare Geisteskraft gegeben? Woher kommt denn die Gabe, Naturgegenstände, geschichtliche Stoffe, menschliche Thaten und Charaktere so aufzufassen und selbstständig darzustellen, daß ein schönes, großartiges, erhebendes und erfreuliches Bild daraus wird? Die Kraft der Gedanken, die Kraft der Rede, ist sie nicht ein Geschenk Gottes? Hat nicht Er sie in die menschliche Natur, und wieder nach seinem Wohlgefallen gerade in dieses Individuum gelegt? Der die Sterne leuchten läßt, der läßt auch solche Geister leuchten; man thut Ihm schlechte Ehre an, wenn man nur da seine Schöpferkraft erkennen und verehren will, wo ausdrücklich sein Name genannt wird, also in demjenigen menschlichen Thun und Können, das ausschließlich religiösen Charakter trägt. Wie das Naturprodukt, das ja selber Gottes Namen auch nicht nennt, so ist mir auch das Kunstprodukt, je mehr es schön ist, um so gewisser eine Gabe und ein Werk Gottes; was an jenem mir nicht dient, das lasse ich liegen, es ist nicht für mich da; so auch, was an diesem ist, sei es nach Form oder Inhalt, das rühre ich nicht an, über dem andern aber danke ich Gott, wie für jeden Genuß, den er mir gönnt. Wäre also sogar der Dichter eines Stückes, der Komponist, dessen Werk, oder der ausübende Musiker, dessen Spiel ich höre, ein Mensch, der in sein künstlerisches Schaffen so verloren wäre, daß er nicht zur Besinnung kommt, aus welcher Quelle ihm seine Begabung zufließt: mich hindert das

nicht, für diese Gabe eben so, wie für eine köstliche Traube Gott dankbar zu sein, die mir der Weinstock reicht, der auch nicht weiß, wer ihn geschaffen und mit solch edlem Saft ihn ausgerüstet hat. (Fortf. f.)

Aus dem Bericht über das Seminar in Münchenbuchsee, abgefaßt von Herrn Schulinspektor Antenen, Namens der Seminarkommission im Herbst 1857.

Vorbemerkung: Die Veröffentlichung des nachfolgenden Auszuges aus dem Bericht über das Seminar zu Münchenbuchsee hat nicht den Zweck der Selbstvertheidigung, sondern geschieht nur darum, um diejenigen Lehrer, welche etwa durch die Beurtheilung meines Kommentars in einer Reihe von Aufsätzen in der „N. B. Schulzeitung“ an der Zweckmäßigkeit der im (nunmehr obligatorisch erklärten) Unterrichtsplane befolgten Methode im Sprachunterricht irre geworden sein möchten, durch ein rein sachlich gehaltenes, von erprobten Schulmännern in amtlicher Stellung abgegebenes Urtheil zu orientiren und zu beruhigen.

Münchenbuchsee, den 24. Febr. 1859.

H. Morf.

Der Unterricht in der deutschen Sprache.

Den Mittelpunkt dieses von Herrn Direktor Morf erteilten Unterrichtes bildete das Lesebuch. Durch Zergliederung und Erläuterung, durch Konzentration, durch Nachweisung des idealen Gehaltes, Charakterisirung der Personen, Vergleichung ähnlicher Stücke, Nachweisung der logischen Konstruktion, durch Umbau und Nachbildung mußten die Zöglinge mündlich und schriftlich an der Hand des Lehrers sich mit der Sprache vertraut und in derselben gewandt machen. — Durch Niederschreiben der auswendiggelernten Musterstücke mit Selbstverbesserung und die gewissenhafteste Korrektur der oben bezeichneten schriftlichen Uebungen von Seite des Lehrers fand auch die Orthographie ihre genügende Berücksichtigung. — Auf gleichem Wege sollten sich die Schüler das zur bewußten Handhabung der Sprache nothwendige Maß grammatischen Wissens erwerben. Das in lebendigem Umgang mit der Sprache Eingelebte wurde Schritt um Schritt in geordneter Weise zum Bewußtsein gebracht. So wird dem Zögling die Grammatik eine einfache sorgfältige Abstraktion der im Sprachleben waltenden Gesetze, die mit forschendem Geiste aufgesucht und scharf und treu zusammengestellt werden, ein Produkt des Lebens und nicht ein willkürliches, gelehrtes Conglomerat todter grammatischer Begriffe. Ein aus dem Geiste geborenes Muster entscheidet durch sein königlich Beispiel mehr,